

**Predigt, 25. Oktober 2015, 11.00 Uhr**

Sophienkirche, Große Hamburger Str. 31, 10115 Berlin

Liebe Gemeinde, liebe Angehörige der Humboldt-Universität zu Berlin,

„Ihr seid das Salz der Erde“, haben wir eben im Evangelium gehört. Salzkristalle haben viele Facetten, sie sind schillernd und in ihnen bricht sich das Licht. Auch wenn sie auf den ersten Blick vermeintlich gleich aussehen, sind sie doch äußerlich betrachtet alle unterschiedlich. Gerade in dieser Vielfalt geben sie jene „Würze“, ohne die kein Organismus überleben könnte. Salz ist also die „Würze des Lebens“.

Wenn wir aber das Salz der Erde sind und unseren „Geschmack“ nicht verlieren wollen, heißt dies, dass wir uns und alle anderen in ihrer Einzigartigkeit ernst nehmen, respektieren und achten sollen und müssen.

„Ich bin ein besonderes Kind. Papa findet's nicht schlimm, er liebt mich wie ich bin,“ singt der deutschsprachige Rapper George Boateng, in einem Lied, das er aus der Perspektive seines schwerbehinderten Kindes verfasst hat. Der Umgang mit „Behinderung“ in unserer Gesellschaft wirft viele Fragen auf: was bezeichnen und was empfinden wir als „Behinderung“, wie gehen wir damit um, was entspricht unserer „Idealvorstellung“? Schon allein die Bezeichnung „Behinderung“ ist problematisch. Sie ist eine Zuschreibung, die eine gesellschaftlich marginalisierte Position beschreibt und wird ähnlich, wie das „Fremde“, das „Schwache“, das „Andere“ dazu benutzt, um soziale Ungerechtigkeit zu begründen. Von welcher Norm gehen wir aus, wenn wir von „behindert“ sprechen? Blind, gehörlos, bewegungseingeschränkt, verhaltensauffällig, kognitiv beeinträchtigt oder psychisch krank - mit dem Begriff „behindert“ werden Menschen bezeichnet, die „anders“ sind, denen man ihr „Anderssein“ anzusehen meint, die einen mehr oder weniger wahrnehmbaren „Makel“ haben. Dabei, und das wissen wir doch eigentlich, ist gerade „Behinderung“ keine eindeutige Kategorie. Vielmehr handelt es sich um einen recht unscharfen Oberbegriff für eine bunte Mischung von unterschiedlichen körperlichen, psychischen und kognitiven Merkmalen, die aber mit negativen Zuschreibungen wie schwach, eingeschränkt oder unfähig verknüpft werden. „Behinderung“ meint die Abweichung von etwas, das als „normal“ verstanden wird hinsichtlich Gesundheit, Funktionsfähigkeit oder auch Leistungsvermögen. „Behinderung“ beschreibt eine Differenz, eine körperliche Differenz, denn auch wenn von „psychischer“ oder „geistiger Behinderung“ die Rede ist, wird immer vom Körper aus gedacht. Diese „verkörperte Differenz“ ist eine weit verbreitete Lebenserfahrung. Unsere Körper sind keine reibungslos laufenden Maschinen, sondern sind im Gegenteil sehr verletzlich. Und: Wir alle wissen, dass unsere Körper verletzlich sind; dennoch gilt - paradoxerweise - gerade dieser verletzliche Körper als Ausnahme.

Wir sollten also zunächst weniger danach fragen, wie wir, wie unsere Gesellschaft mit „Behinderung“ umgeht; vielmehr sollten wir uns fragen, warum diese Gruppe „der Behinderten“ überhaupt hergestellt wird. Aus dem angelsächsischen Sprachraum kommt die Unterscheidung in „**Beeinträchtigung**“, im Sinne einer klinisch relevanten Auffälligkeit und „**Behinderung**“, verstanden als soziale Benachteiligung. „Behinderung“ ist demnach nicht einfach das Ergebnis medizinischer Pathologie, sie entsteht vielmehr durch Ausgrenzung. Menschen werden nicht durch gesundheitliche Beeinträchtigungen behindert, sondern durch ein gesellschaftliches System, das Barrieren gegen die

Partizipation errichtet und „behinderte“ Menschen als Randgruppe wahrnimmt. Deswegen sollten wir uns also, wenn wir uns mit den Themen „Behindertsein“ und „Behindertwerden“ beschäftigen, damit auseinandersetzen, wie Normalität entsteht. Zugleich sollten wir danach fragen, wer denn eigentlich die „Normalen“ sind und wie unsere Gesellschaft mit Vielfalt, mit Anderssein und mit Abweichung umgeht.

Ich bin seit 2009 die zentrale Frauenbeauftragte der Humboldt-Universität zu Berlin. Zum Amt der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten gehört es, sich mit sozialer Ungerechtigkeit auseinanderzusetzen. Aufgabe und Kernanliegen sind Fragen nach gerechten Zugangs- und Partizipationsmöglichkeiten - zunächst einmal für Frauen. Frauen - und hier zeigt sich eine Parallele zum Umgang mit Behinderung - sind, wenn wir uns die Geschichte anschauen, lange als „das Andere“ wahrgenommen und festgeschrieben worden. „Der Mann“, wenn auch nicht jeder Mann, ist als „das Normale“ gedacht worden. Auch hier wurde und wird vom Körper her gedacht, Unterschiede „essentialisiert“ und als natürlich angenommen. Annahmen darüber, wie Frauen oder Männer sind, beeinflussen bis heute unsere Vorstellung davon, was „normal“ ist, und von welchen Normen wir ausgehen. Von diesen Debatten können wir lernen, wie wichtig es ist, vorsichtig mit dem Begriff der „Normalität“ umzugehen; denn immer dann, wenn von „normal“ die Rede ist, bedeutet es, dass gleichzeitig etwas „anderes“ als „unnormale“ etikettiert wird. Dass Frauen selbstverständlich studieren können, galt selbst noch vor 100 Jahren als keineswegs normal, und nicht einmal vor 50 Jahren war es beinahe noch weniger normal, dass eine Frau predigt.

Warum fällt es uns Menschen so schwer, die Gleichheit aller Menschen anzuerkennen. „Denn vor Gott sind alle Menschen gleich“, heißt es im Brief von Paulus an die Römer (2,11) oder in manchen Übersetzungen, „denn es ist kein Ansehen der Person vor Gott.“ Diese Passage verweist auf eine der wichtigsten ethischen Fragen, nämlich auf die nach der Gleichheit aller Menschen. Die Aussage ist scheinbar banal und einfach; dennoch zielt sie auf die m.E. grundlegendste Frage unseres Zusammenlebens, nämlich die nach der Gerechtigkeit. „Ich bekleidete mich mit Gerechtigkeit, wie Mantel und Kopfbund umhüllte mich mein Recht“, so können wir in Hiob 29,14 nachlesen. Um Gerechtigkeit in unserer Gesellschaft umsetzen zu können, benötigen wir die Institution des Rechts - als Orientierung für die einen und als Schutz für die anderen.

Heute ist der Begriff der Inklusion untrennbar mit der Debatte über „Beeinträchtigung“ und „Behinderung“ verbunden. Der Begriff Inklusion hat seine Wurzeln im Lateinischen; „includere“ bedeutet einlassen und einschließen; das Substantiv „inclusio“ heißt entsprechend Einschließung und Einbeziehung. Der Gegenbegriff von Inklusion ist der der Exklusion, also des Ausschlusses. 2008 wurde die UN-Behindertenkonvention von der Generalversammlung der Vereinten Nationen beschlossen. Sie bildet die Grundlage dafür, was wir unter Inklusion verstehen. Ausgangspunkt ist der Kernsatz: „Gesellschaftliche Teilhabe ist ein Menschenrecht.“ Das soll auch für Menschen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen gelten. In dieser Konvention finden wir die Einsicht, dass sich das Verständnis von Behinderung weiterentwickelt und eben nicht zuletzt aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigung und gesellschaftlichen wie umweltbedingten Barrieren entsteht. „Behinderung“ wird wie folgt definiert: „Menschen, die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können.“

Diese UN-Konvention trat in Deutschland 2009 in Kraft. Sie beinhaltet folgende Punkte: Die Achtung der dem Menschen innewohnenden Würde, und damit die Achtung seiner individuellen Autonomie, einschließlich der Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen, sowie seine Unabhängigkeit; Nichtdiskriminierung; Achtung der Unterschiedlichkeit von Menschen mit Behinderung und die Akzeptanz dieser Menschen als Teil der menschlichen Vielfalt; Chancengleichheit; Zugänglichkeit; Gleichberechtigung von Mann und Frau, sowie Wahrung der Identität.

Diese Punkte, die so wichtig sind, ernst zu nehmen im alltäglichen Handeln, wirft aber die Frage danach auf, wie es denn um die Gleichheit aller Menschen bestellt ist. Und: Was können und müssen wir dafür tun, dass diese Gleichheit gelebt und für alle Menschen tatsächlich auch erfahrbar wird? Wir wissen alle um dieses Postulat und wir wissen auch, dass Menschen ein Recht auf Gleichheit haben. Dieses Recht muss aber deswegen auch immer wieder eingefordert werden, weil Menschen eben nicht gleich sind, sondern unterschiedlich - wir sind vielfältig, bunt und individuell.

Manche Unterschiede sind auf unser jeweiliges Geschlecht zurückzuführen: sind wir Mann oder Frau, oder etwas dazwischen? Unterschiede haben damit etwas zu tun, woher wir kommen oder welche Staatsbürgerschaft wir haben, wo wir aufgewachsen sind, von welchen religiösen und kulturellen Vorstellungen wir geprägt sind, welche Hautfarbe wir haben, ob wir krank oder gesund sind.

Wenn wir uns mit Gleichheit und damit auch mit Unterschiedlichkeit auseinandersetzen, werden wir sofort mit der Frage der Gerechtigkeit konfrontiert. Denn, und auch das wissen wir, gerade weil wir unterschiedlich sind und unterschiedliche Voraussetzungen haben, wurden wir historisch und werden aktuell ständig mit sozialer Ungerechtigkeit, ungleichen Zugangsvoraussetzungen oder Partizipationsmöglichkeiten konfrontiert.

Gerade wir in Deutschland werden heute (wie vermutlich zuletzt in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg) durch die aktuellen politischen Entwicklungen besonders intensiv mit der Frage von Zugänglichkeit und Gleichberechtigung konfrontiert. Viele Flüchtlinge kommen zu uns, aus Ländern, in denen diese Menschen nicht nur an Leib und Leben bedroht wurden, sondern ihnen keine Partizipationsmöglichkeiten zugestanden wurden. Wenn wir also das Sprechen über Inklusion ernst nehmen, sind wir auch hier gefragt. Vielfalt und Inklusion gilt für alle Menschen.

Vielfalt und Inklusion - das sollten wir aber auch nicht vergessen - machen unsere Gesellschaft facettenreicher und bereichern unser Leben. Es entstehen neue Visionen und Auseinandersetzungen, die wir nicht als beschwerlich wahrnehmen sollten, sondern, um noch einmal George Boateng zu zitieren, als besonders, vor allem aber als bereichernd!